

Wenn das Annehmen wichtiger wird als das Machen

Heute wird in grossem Massstab nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben als Managementaufgabe gesehen. Erwarten, dass der eigene Tod im Leben heranreift, erscheint als unvereinbar mit den aktuellen Tendenzen zur Beschleunigung des Lebenstempos.

Der moderne Mensch kann den Tod nicht einfach auf sich zukommen lassen. Er möchte ihn selbst in die Hand nehmen. So wichtig es zweifellos ist, dem Tod nicht gänzlich unvorbereitet begegnen zu müssen, und so unabweisbar, den anderen, den sterbenden Menschen darin zu unterstützen, so wenig kann man den Tod planen wie ein Projekt. Je mehr man versucht, ihn in die Hand zu nehmen, desto mehr verschliesst man sich der Einsicht, dass der Tod immer etwas von seinem Geheimnis bewahren wird.

Sterben braucht Gemeinschaft

Zu der modernen Tendenz einer Rationalisierung des Sterbens tritt die Tendenz zu seiner Privatisie-

rung. Der Tod ist weitgehend zu einem nur noch individualisierten Ereignis mutiert. Wenn wir ihn nicht mehr als Teil eines grossen

➤ **Heute soll der Tod gänzlich ein privates, individuelles Ereignis sein.**

Ganzen betrachten können, sondern nur noch als «eigenen» Tod, so haben wir den Tod herausgelöst aus den sozialen Bezügen.

Natürlich ist es ganz zentral, dass jeder auf seine Weise stirbt. Dennoch darf man nicht verkennen, dass auch und gerade für den eigenen, individuellen Tod eine Gemeinschaft notwendig ist, die Stabilität verleiht und die sozusagen die Bedingung für den eigenen Tod darstellt. Früher waren es die sozialen und religiösen Normen, die durch die Selbstverständlichkeit einer sozialen Gemeinschaft Halt boten und den Menschen niemals in die Vereinzelung entliessen. Heute soll der Tod gänzlich ein privates, individuelles Ereignis sein, und doch spüren wir, dass sich ohne Gemeinschaft, ohne ein Gegenüber nicht gut sterben lässt.

Dem Sterbenden beizuwohnen, statt ihn nur zu «überleben», an seinem Sterben, in dem er uns vorausgeht, Anteil nehmen, statt



Foto: Presse-Bild-Poss

ihn gewissermassen von aussen lediglich als verschwindendes Leben zu begreifen – nur so werden wir dem Sterbenden in seinem Sterben als einer Vollendung des Lebens gerecht. Die Erfahrung des Todes verläuft somit notwendig durch die Gemeinschaft, durch das Gegenüber, den Anderen und gewinnt darin zugleich eine tröstliche Dimension.

Zwar muss jeder im Moment seines Todes eben diesen «seinen» Tod sterben, *aber er stirbt ihn doch nicht allein*. Palliativmedizin und

➤ **Zwar muss jeder im Moment seines Todes eben diesen «seinen» Tod sterben, aber er stirbt ihn doch nicht allein.**

Hospizarbeit betrachte ich als einen notwendigen und heilsamen Gegenpol zu den Individualisierungstendenzen der Moderne, weil über die Hospizarbeit eine neue soziale Gemeinschaft ermöglicht wird (siehe auch Beitrag S. 28).

Mobilisierung der tiefsten Lebensquellen

Worauf kommt es also beim Umgang bei der Begleitung Sterbender an? Die Antwort eines Helfers



Foto: zVg

Unser Autor Giovanni Maio



Fotos: Adrian Müller

auf diese existentiellen Situationen, kann nur eine «umfassende» sein, nämlich die Antwort eines ganzen Menschen – und eben nicht bloss die Antwort eines versierten Fachmanns für den Körper. Auch heute noch sollten wir Pflege als *Caritas* verstehen, als eine aus Hochschätzung entspringende Nächstenliebe, als eine Sorge im Dienste des Anderen. Diese Sorge um den Kranken kann dann zu einer Hilfe für den anderen werden, wenn sie eine Hilfe zur Bewältigung wird. Hilfe zur Bewältigung einer Lebenskrise, die das Sterben darstellen kann, aber nicht zwingend muss.

Wenn der Mensch im Sterben durch eine Krise geht, weil sein Blick auf sein Leben so brennend klar wird und die Anerkennung des ein für alle Mal geschehenen Lebens sehr schmerzhaft sein kann, dann braucht dieser sterbende Mensch jemanden an seiner Seite: jemand, der ihn vielleicht doch noch neu öffnen kann für den Wert des Gewesenen und für den Wert des zwar vergehenden, aber eben noch seienden Lebens, für die Lebensflamme, die zwar kleiner wird, die aber immer noch brennt und Licht gibt.

Sterben geht oft mit Leiden einher. Es ist aber nicht allein das Lei-



den an den Schmerzen, die man behandeln kann, es ist vor allen Dingen das Leiden an der Unwiederbringlichkeit des Gewesenen, an dem Leben, dessen Vergangenheit feststeht und dessen Zukunft immer weniger wird. Das bevor-

stehende Sterben bedeutet, sich damit anfreunden zu müssen, dass man in einem ständig wachsenden Umfang schon gelebt *hat* und fast alle Karten ausgespielt sind.

Letzten Endes ist das Sterben eine Art Probe darauf, ob man es

➤ **Letzten Endes ist das Sterben eine Art Probe darauf, ob man es schafft, das selbst gelebte Leben als solches anzunehmen.**

schafft, das selbst gelebte Leben als solches anzunehmen, ob man sich mit der eigenen Lebensgeschichte anfreunden kann oder nicht. Je authentischer und erfüllter das Leben war, umso leichter wird es fallen, zu sterben. Ein Leben aber, das am Leben vorbeigelebt wurde, tut angesichts des Sterbens besonders weh, weil man nur in begrenztem Masse eine neue Chance erhält. Und gerade hier erhält die Sorge um den Sterbenden eine besondere Bedeutung. Die Sorge, möglicherweise doch noch verdeutlichen zu können, dass jedes Leben zwangsläufig fragmentarisch bleibt und dass das eigene Leben auch in seinem Fragmentarischen und Unperfekten vielleicht doch einen tiefen Sinn hatte. Die Sorge, die darin bestehen kann, dem Leidenden dabei zu helfen, Frieden zu finden – mit sich und seinem Leben.

Für eine Ethik der Annahme

Jeder Mensch ist einzigartig und hat ganz eigene Ziele. Daher ist es wichtig, auch in der letzten Lebensphase Räume zu schaffen, damit jeder Mensch auf die ihm eigene Weise sterben kann: Räume für einen eigenen Tod, was eben nicht zwangsläufig einen Tod für sich allein bedeuten muss.

Hilfe für Menschen am Lebensende bedeutet daher vor allen Dingen, dafür zu sorgen, dass eine Kultur des Sterbens entsteht, die übersät ist mit Trost und Zuversicht spendenden Mitmenschen, die in einer guten Beziehung zu dem Sterbenden stehen. Denn nicht das Machen und Produzieren von Gesundheit, nicht das Herstellen eines leidlosen Lebens ist die letzte

Aufgabe der Medizin, wie aller sozialen Berufe, sondern doch das Versprechen, da zu sein, wenn «nichts mehr zu machen ist», weil gerade dann das Eigentliche «gemacht» werden kann: die noch verbleibende Lebenszeit mit einer lebensbejahenden Grundhaltung anzufüllen.

Wertschätzung als zentraler Inhalt der Sorge

Dem sterbenden Menschen gerecht zu werden kann daher nur heißen, ihn in seinem spezifischen Sein wahrzunehmen und ihn dafür wertzuschätzen, wertschätzen nicht für das, was er kann, sondern

für das, was er ist: nämlich ein Mensch in einem Verhältnis des Angewiesenseins auf die Unterstützung anderer. Woran es vor allem fehlt und wofür man sich einzusetzen hat, wenn man dem sterbenden Menschen gerecht werden möchte, ist die Etablierung einer grundlegenden Wertschätzung des sterbenden Menschen.

Gebrechliche Menschen möchten nicht nur gut versorgt sein, sondern sie haben es verdient, dass man sie als wertvolle Menschen anerkennt und ihnen Achtung und Hochgefühl entgegenbringt. Dass viele alte Menschen diese Gefühle nicht in Empfang nehmen können,



Foto: © Fotolia 104113445

liegt nicht zuletzt auch daran, dass man die Altenpflege, wie die Pflege überhaupt, immer mehr als persönnennahe Dienstleistung begriffen

➤ **Gebrechliche Menschen möchten nicht nur gut versorgt sein, sondern dass man sie als wertvolle Menschen anerkennt.**

hat, bei der es eben um das Versorgen geht und nicht um den menschlichen Kontakt, um die Begegnung zweier Menschen.

Gebrechliche Menschen brauchen nicht nur eine funktionierende Pflege, sondern sie brauchen

eben vor allen Dingen Persönlichkeiten, die sich für sie interessieren und die bei aller notwendigen Pflege ihnen gegenüber zum Ausdruck bringen können, dass sie als wichtige Menschen, als unverwechselbar interessante Menschen betrachtet werden.

Daher braucht die Pflege im Angesicht sterbender Menschen neben ihrer Verstandestätigkeit auch eine Erkenntnis des Herzens, eine «raison du cœur» (Blaise Pascal) also, die es erforderlich macht, dass die Pflege sich anrühren lässt von der Not des Kranken, sich tief einlässt in den Kosmos des Patienten, um durch dieses sich Einlas-

sen etwas zu erspüren: nämlich das Gefühl für den Weg zur Eröffnung tieferer Schichten der in Bedrängnis geratenen Existenz des Patienten.

Giovanni Maio

Literatur:

Maio, Giovanni: Medizin ohne Maß? Vom Diktat des Machbaren zu einer Ethik der Besonnenheit. Stuttgart: Trias, 2014

